

Diskussionen

Markus Enders

Auf den Spuren Gottes in unserer Zeit. Überlegungen zu einer unzeitgemäßen Fragestellung

1. Einwände gegen diese Spurensuche

Der gewählte Titel für diese Betrachtung könnte auf nicht wenige von uns vielleicht schon ein wenig provokativ wirken: Denn ist unsere Wahrnehmung der geistigen Situation unserer Zeit nicht geradezu durchtränkt von der schmerzlichen Erfahrung einer, fast möchte man sagen, abgrundtiefen Abwesenheit Gottes? Wo sollen wir noch Spuren, d. h. Wirkweisen, Gottes erkennen können? Etwa in den beruflichen Arbeitswelten, die den gnadenlosen, weil vom Prinzip des Eigennutzes diktierten Gesetzen des alles beherrschenden Marktes gehorchen müssen, um funktions- und damit überlebensfähig bleiben zu können? Oder in den privaten und persönlichen Lebenswelten unseres postmodernen Gesellschaftsgefüges, die immer stärker von einem möglichst autonomen, partikularisierten, traditions-, gemeinschafts- und identitätsfreien Lebensstil bestimmt sind, der nicht mehr als die Erfüllung der eigenen Augenblicksbedürfnisse zu suchen scheint? Das Gemeinsame und vielleicht auch Verbindende der beruflichen und privaten Lebenswelten unserer Gegenwart liegt wohl in ihrer Ich-Zentriertheit, selbst dort, wo man etwa das Glück zu zweit, wo man partnerschaftliche Intimität und Geborgenheit sucht. Nimmt es sich nicht als ewig-gestrig und unverbesserlich nostalgisch, als obsolet und fast lächerlich aus, angesichts dieser Grundtendenz unserer gegenwärtigen gesamtgesellschaftlichen Situation noch Spuren Gottes in ihr entdecken zu wollen?

Ist, mit einem Wort gesagt, unsere Zeit nicht gerade durch die vielberedete Abwesenheit Gottes, den Fehl beziehungsweise Entzug des Heiligen, wie es Martin Heidegger genannt hat, wesentlich gekennzeichnet? Und zwar so stark, dass das Fehlen des Abwesenden fast allen Zeitgenossen gar nicht mehr eigens bewusst wird? „Schwund der Transzendenz“ hat dieses Phänomen des Aufhörens nahezu jeder transzendenzbezogenen Bewegung – und damit auch der des Feststellens ihres Verlustes – der heute hochbetagte Freiburger Philosophieprofessor Wolfgang Struve schon vor über dreißig Jahren genannt.

Auch wenn ich mit dieser flüchtigen Skizze vielleicht ein wenig überzeichne, so mutet es doch fast vermessen an, von erkenn- und lesbaren Spuren Gottes in unserer Gegenwart sprechen zu wollen, solch eine Rede scheint von einer unverbesserlichen Wirklichkeitsblindheit und Weltfremdheit zu zeugen, die denen anhaftet, deren hartnäckige religiöse Glaubensüberzeugung sie den Puls und den Gang unserer Zeit nicht mehr wahrhaben lässt. Für Einwände dieser und ähnlicher Art gegen den programmatischen Titel dieser Betrachtung hätte und habe ich daher vollstes Verständnis. Und dennoch: Ich würde mich auch von solchen Einwänden nicht darin beirren lassen, von Spuren Gottes in unserer Zeit sprechen zu wollen. Warum?

2. Die schmerzlichen „Abwesenheiten“ Gottes

Zunächst einmal: Überall dort, wo Menschen auf Grund negativer Erfahrungen, und zwar meist sozialer Art, d. h. mit ihresgleichen, Achtung, Gerechtigkeit und mehr noch Anteilnahme, Zuwendung, Verständnis und letztlich vor allem Annahme, Zuneigung und Liebe schmerzlich vermissen, werden sie in ihrer Sehnsucht nach vollkommener Güte und Liebe enttäuscht. Jede defizitäre oder Mangel-Erfahrung offenbart aber ein zutiefst menschliches Glücksbedürfnis danach, vollkommen erkannt und geliebt zu werden und selbst auch uneingeschränkt lieben und verstehen zu können; mit anderen Worten: ein tief im Menschen liegendes Bedürfnis nach vollkommenem Sein. Denn Achtung, Liebe, Güte, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Erkenntnis sind in ihrer vollendeten Gestalt Eigenschaften eines in jeder Hinsicht vollkommenen und deshalb göttlichen Seins. Wer also dies auch unter Menschen und somit auch in seiner gebrochenen, unvollkommenen Erscheinungsweise noch wirklich vermisst und daher ernsthaft sucht, erweist sich als jemand, der, sei es ihm bewusst oder nicht, Gott selbst sucht. Wer also überhaupt noch unter fehlender Liebe und Treue leidet, in dessen Herz ist eine Spur Gottes noch deutlich erkennbar. Und gäbe es jemanden, von dem wir sagen könnten, dass er darunter nicht mehr leiden würde? Gott sei Dank wohl kaum, sind wir geneigt zu sagen. Die schmerzliche, also wehtuende Erfahrung des Unverbindlich- und Gleichgültigwerdens, des Verblassens und Nichtbeachtens von, sagen wir es flach und pauschal, humanen Werten wie etwa des Verfalls der Treue und Beständigkeit im sozialen und nicht zuletzt partnerschaftlichen Bereich; das Leiden unter der sozialen Kälte, der zunehmenden Anonymität, das aber bedeutet: der Nachbarschaftslosigkeit und Gemeinschaftsunwilligkeit, das Leiden unter dem gegenüber Hilfsbedürftigen zynisch werdenden, achselzuckenden „Jeder-muss-für-sich-selbst-sorgen“ ist als solches bereits eine, wenn auch nur negative, Gotteserfahrung, eine Spur des Fehlens oder einfacher: der schmerzlichen Wirkungslosigkeit Gottes in unserer heutigen

Menschenwelt. Dem sind, wie wir alle wissen, noch viele weitere Erfahrungen einer Abwesenheit Gottes in den menschlichen Lebenswelten unserer Gegenwart hinzuzufügen:

Etwa der dramatische und in seinen Konsequenzen für die Integrität der menschlichen Person katastrophale Verfall des Bewusstseins der Unverfügbarkeit und Unantastbarkeit des menschlichen Lebens von seinem ersten Beginn an. Auch hier können wir sagen: Solange noch ein und sei es noch so diffuses Gespür davon besteht, dass jedes und besonders das wehrlose menschliche Leben, sowohl das des Foetus als auch das im Mutterleib werdende, letztlich doch unbedingt schützenswert ist; solange dieses Bewusstsein zur Abneigung, vielleicht auch Ablehnung oder sogar zum Protest, sei es gegen Abtreibung, sei es gegen biotechnologische Eingriffe in die Keimbahn des menschlichen Lebens führt, solange noch das moralische Gefühl einer Achtung vor der Würde des menschlichen Lebens besteht, solange ist noch eine Spur Gottes in unserem Denken, Fühlen und Handeln erkennbar, solange ist Gott selbst noch, wenn auch meist unerkannt, in den Herzen und Händen von Menschen unserer Zeit wirksam.

Auch dort, wo man sich, und sei es nur instinktiv und indirekt, wehrt gegen die schleichende Zerstörung unserer natürlichen Lebensbedingungen, gegen die Destabilisierung oder gar Vernichtung der Ökosysteme, gegen die Verschmutzung der Umwelt und die skrupellose Ausbeutung der natürlichen Ressourcen unserer Erde auf Kosten der nachwachsenden Generationen; und überall dort, wo man noch leidet an dem sukzessiven, bisweilen auch dramatisch rapiden Verfall Jahrhunderte und zum Teil auch Jahrtausende lang gewachsener und gepflegter Kulturräume und geschichtlicher Traditionsbestände des Humanen, wo man den Menschen nicht nur als homo faber und homo oeconomicus, sondern auch als kunst- und kulturschaffendes Wesen gelten und bestehen lassen will; auch dort, wo man zumindest noch ein Gefühl für die mögliche existentielle Sinnhaftigkeit und Bedeutsamkeit einer religiösen Dimension des menschlichen Lebens, für religiöse Empfindungen, Sprech- und Bewusstseinsformen, für religiöse Riten, und sei es nur zur Ornamentierung von Feierlichkeiten bei großen lebensgeschichtlichen Zäsuren wie Geburt, Hochzeit und Tod besitzt; und schließlich dort, wo man vielleicht sogar noch einen Sinn für genuin religiöse Akte wie das Gebet hat, sind die Spuren Gottes in unserem heutigen gesellschaftlichen Leben immer noch zu erkennen, wenn auch in meist vielfältig gebrochener und verzerrter Gestalt. Denn man mache sich nichts vor: Der homo religiosus von heute, d. h. der postmoderne Religionskonsument, ist selbstverständlich ein Kind seiner Zeit: Er stellt seine an seine persönlichen Bedürfnisse angepasste individuelle, man könnte auch sagen: private Religiosität aus Elementen meist sehr heterogener religiöser Strömungen (etwa christlicher und fernöstlicher, um nur ein Beispiel zu nennen) selbst – wie einen Blumenstrauß – zusammen, man nennt

dies heute gerne auch die Patchworkmentalität im religiösen Konsumverhalten, die nur eine Konsequenz der tendenziell totalen Autonomisierung unserer Lebensverhältnisse darstellt. Auch im Religiösen will der postmoderne Zeitgenosse letztlich doch Herr seiner selbst sein. Denn der Sinn für die existentielle Bedeutsamkeit des unverfügbar Gegebenen, des selbst nicht Geplanten und Gemachten ist in unserer industrialisierten, kommerzialisierten und vor allem elektronisch hochgerüsteten Gesellschaft auf eklatante Weise zurückgegangen und oft kaum noch vorhanden. Religion hat es aber eigentlich mit dem menschlich, dem für uns Unverfügbaren zu tun. Dies erklärt u. a., warum Religionen mit einem vorgegebenen Wahrheitsanspruch wie etwa die christliche es so schwer haben bei den Kindern unserer Zeit. Doch kehren wir zurück zu unserem eigentlichen Thema und fragen wir uns nun: Wo finden sich bei dem, abgesehen von wirtschaftlichen Zwängen, weitgehend selbstbestimmten, um nicht zu sagen: sich tendenziell zum Maß aller Dinge machenden, daher immer häufiger vereinzelt lebenden und zunehmend vereinzelt sterbenden Menschen unserer Zeit nicht nur negative wie die geschilderten, sondern auch positive Spuren einer Anwesenheit und Wirksamkeit Gottes? Spitzen wir unsere Fragestellung noch etwas zu: Wie kann sich Gott in seiner ihm eigenen Wirklichkeit dem postmodernen Menschen von heute noch bemerkbar machen und ihm zeigen, dass nicht der Mensch, weder der einzelne sich selbst noch das Gattungswesen Mensch für die einzelnen, des Menschen Gott ist?

3. Gotteserfahrung im Leiden

Ich glaube, dass Gott dies heutzutage immer mehr und immer stärker durch uns auferlegte Leiderfahrungen bewirken muss, um uns überhaupt noch erreichen zu können. Denn ist es nicht so, dass, wenn es uns rundum gut geht und wir weitgehend zufrieden mit unseren Lebensumständen sind, dass wir dann, sofern wir nicht schon ein gewachsenes und gepflegtes Gottesverhältnis mitbringen, was ja heute immer weniger der Fall ist, dass wir also sozusagen im prallen Glücksgefühl sehr viel weniger empfänglich sind für eine ganz andere Wirklichkeit, als wenn es uns nicht so gut geht? Mit anderen Worten: Das uns schicksalhaft gegebene, das uns von außen unweigerlich auferlegte Leiden ist nicht nur ein, sondern meist auch das wirksamste, weil spürbarste Einfallstor für die Wirklichkeit Gottes in unserem Leben. Denn das Leid wird uns, religiös betrachtet, vor allem gegeben, um uns zur Demut, zur Zurücknahme unseres selbstbezogenen Eigenwillens und dadurch zur größeren Empfänglichkeit für den anderen Willen Gottes zu führen. Es nimmt daher nicht wunder, dass heute die Quellen persönlicher Leiderfahrungen wie etwa physische und psychische Schmerzen und Krankheiten der verschiedensten

Art so weit wie nur irgend möglich neutralisiert und am besten durch eine entsprechende „genetische Hygiene“ ganz abgeschafft werden sollen. Doch dies wird wohl kaum gelingen, die Entstehung neuartiger Krankheitserreger ist evolutiv nahezu vorprogrammiert. Den leidlosen Menschen werden wir auch in Zukunft nicht designen können; Gott sei Dank, möchten wir sagen, denn ein solcher wäre kein irdischer Mensch mehr. Zur von Gott gewollten und geschaffenen *conditio humana* gehört nicht zufällig und daher keineswegs nur als ein negativer, zu behebender Störfaktor die Hinfälligkeit und Gebrechlichkeit unseres hiesigen Daseins und damit das Leiden. Wenn wir eine solche Sicht des uns unverfügbar gegebenen – nur um solches kann es hier gehen – Leidens gewinnen, dann können wir darin nicht nur eine Spur Gottes, sondern geradezu sein Anklopfen an der für ihn zuvor oft verschlossenen oder nur einen kleinen Spalt breit geöffneten Tür unseres inneren Gemüts erkennen. Doch stellt das Leiden nicht eine negative Gotteserfahrung, eine Erfahrung seiner Abwesenheit dar? Nicht notwendigerweise und unbedingt, auch wenn dies zugegebenermaßen meist der Fall ist. Denn wenn das für uns stets schmerzliche und widernatürliche Leiden – sonst wäre es ja gar kein Leiden – uns zum Ort einer Begegnung mit demjenigen wird, dessen jeweilige Botschaft für uns Einzelne wir im Leiden entdecken lernen, dann kann für uns das Leiden sogar zur Stätte einer positiven Erfahrung Seines Willens und Seiner Liebe werden. Doch es gibt natürlich auch das scheinbar vollkommen sinnlose Leiden, angesichts dessen solch eine Rede wie ein Zynismus wirken muss, denken wir nur zuletzt an die verheerende Todes- und Leidensspur des Tsunami in Süd- und Südostasien. Angesichts einer solchen Katastrophe muss eine Betrachtung des religiösen Sinns menschlichen Leidens verstummen, was nicht heißt: falsch werden.

4. Spuren Gottes in unserer Zeit

Wie aber zeigt sich Gott uns positiv, woran wird für uns sein Wirken sichtbar?

Natürlich, wie wir völlig zu Recht sagen, zeigt sich uns Gott immer und immer wieder in der Geburt eines neuen Menschen in seiner wunderbaren, weil aus dem Nichts wirkenden Schöpfermacht. Er zeigt sich in jedem Frühling in der aufblühenden Natur im Glanz seiner hohen Schöpfungswerke, er zeigt sich in jeder edlen Gesinnung, in jedem liebevollen Lächeln und in jeder uneigennützig guten Tat, wo auch immer sie geschieht, doch dies sind alles keine zeitspezifischen, sondern zeitunabhängige Spuren Gottes in dieser Welt.

Zumindest medial ganz unübersehbar selbst für den glaubensdistanzierten Technokraten und den intellektuellen Religionsskeptiker unserer Zeit waren die Bilder von den kirchlichen Ereignissen in Rom vor wenigen Monaten. Sie haben uns zunächst eine auch bei Fernstehenden Aufmerksamkeit erregende

Anteilnahme der Weltöffentlichkeit an dem Tod und dem Begräbnis Papst Johannes Pauls II. und anschließend an der für uns Deutsche besonders bewegenden Wahl und Amtseinführung seines Nachfolgers Benedikt XVI. nahegebracht und dabei die Strahlkraft eines religiösen Gottesglaubens auch denjenigen spüren lassen, der sich von ihrer Quelle zurückgezogen hat. Doch selbst wenn wir von diesen Ereignissen absehen wollten:

Zeigen sich heute nicht mehr als je zuvor Spuren Gottes in der Staunen erregenden Größe dessen, was der Mensch als sein Ebenbild zu leisten und zu beherrschen vermag, etwa im schier unbegrenzten Bereich der elektronischen Möglichkeiten einschließlich der künstlichen Intelligenz und nicht zuletzt der Biotechnologie, die uns bald vor Augen führen könnte, dass der Mensch einen weit leistungsfähigeren Homunculus, also Kunstmenschen, produzieren kann als er es selbst ist? Der Mensch schickt sich an, zum Schöpfer seiner selbst und darin dem göttlichen Welt- und Menschenschöpfer immer ähnlicher zu werden, so scheint es, und doch beunruhigt uns sofort diese Vorstellung, erzeugt zumindest ein Unbehagen, das wir angesichts dieser dem äußeren Schein nach gewaltigen Steigerung der Gottebenbildlichkeit des Menschen spüren: Denn wenn der Mensch selbst zum Schöpfer des Menschen, zum Architekten der Beschaffenheit seines eigenen Seins wird, sucht er sich dann nicht einer Eigenschaft zu bemächtigen, die nach christlichem Verständnis Gott alleine zukommt? Und sind nicht die Allgegenwarts- und Allmachtsphantasien, die die neuen Kommunikations- und Biotechnologien auslösen, gefährliche Gottesblüenträume des Menschen, weil sie seinen schon beim Turmbau von Babel gestraften Urwahn beflügeln, wie Gott selbst werden zu können?

Aber lenken wir unseren Blick schließlich noch auf uns selbst, auf unsere je eigene Lebensgeschichte oder auch die der anderen, sofern wie sie überhaupt kennen können: Entdecken wir hier nicht, fast möchte ich sagen, unentwegt Spuren Gottes, seine Hilfestellungen, ja mehr noch Liebesbezeugungen in den vielen kleinen, alltäglichen, aber natürlich auch in den großen glücklichen, manchmal sogar notwendenden Fügungen unseres Lebens? Sie gehen uns als Spuren Gottes, als sein Handeln für uns allerdings nur auf, wenn wir einen Blick für die führende und fügende Hand Gottes gewinnen, wenn wir sehen lernen, dass es bloße Zufälle in unserem Leben, seien sie nun glücklicher oder zunächst unglücklicher Natur, genau genommen gar nicht gibt; wenn wir erkennen lernen, dass eine erzieherische Absicht hinter den Wechselfällen unseres Lebensganges steht.

Zu guter Letzt möchte ich gerne noch eine persönliche Glaubenserfahrung kurz andeuten: Fast kommt es mir so vor, als ob Gott, menschlich gesprochen, immer häufiger gar nichts mehr anderes übrig bliebe als auf unseren krummen Linien gerade zu schreiben; denn fügt sich nicht selten etwas zu einem im Rückblick betrachtet überraschend guten Ausgang für die Betroffene

nen, das sie ursprünglich ganz anders geplant hatten und bestimmen wollten? Ist Gott nicht derjenige, der unsere bösen oder mittelmäßigen Absichten oftmals gleichsam unter der Hand in letztlich doch noch gute Ergebnisse verwandelt? Überall dort, wo dies geschieht, können wir getrost eine Spur Seines Wirkens vermuten. Denn Er allein ist derjenige, der das Schlechte in Gutes verwandeln kann.